

Zur Geschichte der deutschen Kolonien an der Wolga.

Vom Pastor F. Dsirne zu Nord-Katharinenstadt.¹

Auf den Ruf der Kaiserin Katharina II. (Manifest von 22. Juli 1763) verließ in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts eine große Anzahl deutscher Auswanderer die Heimat, um in den Steppen an der Wolga, in den jetzigen Gouvernements Saratow und Samara, sich anzusiedeln und nach dem Willen der Monarchin den benachbarten Volksstämmen in dem Betriebe des Ackerbaues nach der Weise des Auslandes als Muster zu dienen. Aus allen Gegenden Deutschlands, aus Holstein, Westfalen, Hessen, der Pfalz, Baden, Württemberg, Tirol, Bayern, Sachsen, Schlesien und Ostpreußen, ferner aus Holland, der Schweiz und den einst deutsch gewesenen Landen Elsas und Lothringen strömten die Leute in das hochgepriesene Fruchtdland an der Wolga. Aber es waren nicht immer die Besten und Fleißigsten, sondern meist solche, welche Arbeitsscheu und abenteuerlich Sucht nach leicht zu erringendem Reichtum in das neue gelobte Land fortgetrieben hatte. An Ort und Stelle angelangt erhielten sie viel Hilfe von der hohen Krone, damit es desto gedeihlicher gehen möchte mit der Ansiedlung. Häuser und Kirchen wurden ihnen auf Kosten der Krone erbaut, Saat und Ackergerät schoss ihnen dieselbe vor.²

Ein Teil der Ansiedler erhielt Wohnsitze auf der östlichen (linken), der Steppen- oder Wiesenseite der Wolga, der andere auf der westlichen (rechten), der Bergseite. Wenn nun auch der eigene Wunsch der neuen Ankömmlinge bei der Auswahl der Wohnplätze unstreitig mit berücksichtigt worden ist, so darf man doch aus den Kolonie-Namen: Glarus, Schaffhausen, Unterwalden, Zürich usw. in dem nördlicheren, hier und da von Hügelketten durchzogenen Striche der Samarischen Wiesenseite keineswegs den Schluss ziehen, als hätten die ausgewanderten Schweizer sich sämtlich hier niedergelassen. Zwar wohnten auch manche Kinder des Alpenlandes in jenen Dörfern, bei weitem aber nicht ausschließlich, und sie sind es nicht gewesen, die den Ortschaften diese Namen gegeben haben, sondern die Laune irgendeines Russischen Oberbeamten, der mit der Organisierung dieser Kolonien betraut war. Indessen fehlt es nicht an Dörfern, die fast durchgehends von Auswanderern Eines Landes bewohnt sind und den Typus desselben an der Stirn tragen, wie das im bayrischen Mariental und hessischen Philippsfeld noch heutzutage auch bei oberflächlichster Beobachtung in die Augen fällt. Den Röm. Kathol. Einwanderern wurden besondere Niederlassungen angewiesen.

Die schöne Hoffnung manches Auswanderers auf lauter goldene Tage litt jedoch bald Schiffbruch, als er sich die neue Heimat etwas näher angesehen hatte; es hieß hier nicht, wie er gemeint, die Hände in den Schoß legen und in behaglichem Nichtstun den geehrten Lehrmeister halbwillder Völkerschaften machen, sondern es hieß hier, arbeiten und immer wieder arbeiten, wo fern dem an und für sich äußerst ergiebigen Boden die notwendigen Existenzmittel abgerungen worden sollten. Durch viele Vorrechte, durch jederzeitige Hilfsleistung seitens der Regierung, welche eine deutsche Musterwirtschaft in dieser Gegend um jeden Preis ins Leben rufen wollte, ward den Kolonisten das Arbeiten zwar viel leichter gemacht, als sie es in der alten Heimat gekannt hatten; aber sie wollten eben nicht arbeiten, weil sie meinten, nicht zum eigenen Ackerbau, sondern zum Lehren desselben unter anderen Völkerschaften hier her gekommen zu sein. Enttäuschung wurde eben vollständig, als es zu öfteren feindlichen Reibungen kam, nicht allein mit den umwohnenden Russen, deren Sprache und Sitte ihnen gleich fremd war, sondern auch mit den benachbarten wilden Kirgisenstämmen, die aus ihren Steppensitzen zwischen den Flüssen Ural und Jeruslan hervorbrechend, die nächsten deutschen Dörfer zu wiederholten Malen überfielen, die Häuser niederbrannten, die Acker verwüsteten, die Vorräte raubten, einen Teil der Bewohner niedermetzten, und den andern mit sich in die Sklaverei fortführten. Harte Arbeit und beständige Gefahr ließen gar halb den Wunsch bei den Kolonisten aufsteigen, zurückzukehren zu den Fleischtöpfen Ägyptens, in die alte deutsche Heimat, wo sie freilich auch schwer hatten arbeiten müssen, mitunter unter lodernder Kriegsflamme, jedoch wenigstens vor dem Lebendiggebratenwerden sicher gewesen waren. "Wir kehren heim!" so erklang es jetzt von Dorf zu Dorf, und bald waren Viele da, welche diesem Rufe freudig zu folgen bereit waren; erst sollten aber alle Vorräte aufgezehrt, wochenlang *pränumerando* Feiertag gehalten, Fenster und Türen in den Häusern ausgehoben und zertrümmert und somit jedes fernere Bleiben am Orte unmöglich gemacht werden, bevor man die Heimreise antrat. Das Festfeiern und Zertrümmern nahm denn seinen Anfang. Endlich trat eine Schaar der aufgeregten Ansiedler der Wiesenseite die Heimreise an, gelangte aber nur bis an die "Nordinsel" bei der neu

¹ Busch, E. H. Materialien zur Geschichte und Statistik des Kirchen- und Schulwesens der Ev.-Luth. Gemeinden in Russland. St. Petersburg 1862. Seite 302-328.

² Die Ansiedlung kostete der Regierung 5,199,813 Rbl. 23. Cop.

angelegten Kolonie Katharinenstadt, wo sie auf der Wolga von Russen und Tataren überfallen, ihrer wenigen Habseligkeiten beraubt und sämtlich erschlagen wurden. Eine zweite Schaar kam bis an die Wolga bei Saratow, wo ihnen Kosakenpiquets den Weg verlegten und sie mit vorgestreckten Lanzen in die verwüsteten Dörfer zurücktrieben. Von nun an ward das Arbeiten der Deutschen nicht mehr in den Willen gestellt, sondern zur strengsten Pflicht gemacht, zu deren Erfüllung sie durch obrigkeitliche Maßregeln gezwungen wurden. Das half; Not lehrte beten, und selten hat sich der Segen der Arbeit so herrlich bewährt, als in diesen Kolonien. Das ordnungslos durch einander gärende Chaos der Ansiedlerhaufen organisierte sich nach und nach zu einem schönen Ganzen; durch Arbeit kamen Viele in dem gesegneten Himmelstriche zu bedeutendem Wohlstande; Zucht und gute Aufsicht, die unerlässlichen Requisiten in allen Ansiedlungsverhältnissen wurden gehandhabt, die Leute gewöhnten sich an das Land und die bestehenden Verhältnisse, und wer heutzutage die Saratowschen und Samaraschen Kolonien bereist, die schönen, reinlichen, zum Teil stadtähnlichen Dörfer, die fleißigen Bewohner derselben sich betrachtet, den Stand des deutschen Kolonisten bei so manchen Mängeln und Fehlern dennoch im Ganzen als einen recht achtbaren und betriebsamen Stand kennen lernt: der sollte wohl kaum meinen, dass die Leute, die er da vor sich hat, die Abkömmlinge jener verzagten, arbeitsscheuen Ansiedler seien und dass ein halbes Jahrhundert der Arbeit und strenger Zucht so schöne Früchte zu zeitigen im Stande gewesen sei.

Auch das Verhältnis zu den umwohnenden Völkerschaften hat eine andere Gestalt gewonnen. Durch Erfahrung klug gemacht hält sich der deutsche Kolonist von dem Russen, wie von dem Kirgisen gleich fern, und ein näheres Freundschaftsverhältnis zwischen ihm und einem Nichtdeutschen gehört zu den größten Seltenheiten. Die offenen Feindseligkeiten aber haben schon lange aufgehört; seit Pugatschews Zeiten - der auch viele Deutsche in sein tollkühnes Unternehmen mit hineinverwickelt hatte - herrscht Ruhe und Ordnung unter den russischen Ackerbauern der Steppe. Die Kirgisen aber haben ihren Verpflichtungen gegen Untertanen der Krone Russlands - unter deren Schutz sie ebenfalls stehen - besser nachzukommen gelernt, sich vom Jeruslan weiter östlich in die Steppe zurückgezogen, und sind zur Zeit ruhige, mitunter sogar freundliche Nachbarn der Deutschen geworden. Man bekommt diese Kinder der Steppe hier zu Gesicht, wenn sie im Herbst mit großen Kamelzügen sich auf die bedeutenden Kolonial-Jahrmärkte begeben, oder im Winter nach der Gouvernementsstadt Saratow ziehen, um daselbst die Produkte ihrer Herden gegen andere ihnen notwendige zu vertauschen. Ein Stück gewöhnliches Weizenbrot, diesem ächten Nomaden köstlicher Leckerbissen, ist genügend, um sich damit sichere Ansprüche auf ewige Gastfreundschaft zu erwerben, wenn anders man die Lust dazu verspürt, einen Ausflug zu einer der nächsten Kirgisentabunen zu machen, daselbst eine Art Friedenspfeife mit dem Häuptling zu rauchen und sich von ihm mit dem gar absonderlich schmeckenden Kumys traktieren zu lassen. Zeiten, wie diejenigen waren, da dem ersten Pastor zu Katharinenstadt, Wernborner, von den Kirgisen die Zunge abgeschnitten wurde, da Hunderte von Deutschen geköpft, gespießt, von Pferden zerstampft, und in den angeschwollenen Steppenbächen ersäuft wurden, leben wohl noch im Gedächtnisse einiger Greise, die das Alles in den Tagen ihrer Jugend mit angesehen haben; die heutige Generation lässt sich aber vom Gespießt werden nichts mehr träumen, wenn sie mit dem Kirgisennachbar Pferde- und Viehhandel treibt oder sonst in nähere Beziehung tritt.³ Der Grund zu dieser Umgestaltung der Dinge liegt zum Teil in den vorsorglichen Maßregeln der Regierung und den dadurch bewirkten wiederholten Friedens- und Gehorsamgelöbnissen der Kirgisenhäuptlinge, zum Teil aber wohl auch in unangenehmen Erfahrungen seitens Nomaden selbst, indem dieselben sowohl durch russische Truppen, die zum Schutze der Kolonisten früher hier selbst stationiert waren, manchen herben Verlust erlitten haben, als auch andererseits von den Deutschen und deren kriegerischem Sinn eine bessere Meinung bekommen haben mögen, seitdem einer ihrer alten Männer von den Bewohnern der Kolonie Mariental am Karamanfluße auf einem kriegerischen Streifzüge gefangen genommen und von denselben lebendig gebraten wurde. Mancher Marientaler Graubart erinnert sich mit Grausen noch jener entsetzlichen Tat, - die Kirgisen aber merkten doch, dass die Deutschen etwas von ihnen gelernt hätten, statteten fortan ihre Besuche spärlicher ab und stellten dieselben endlich ganz ein.

Die Zahl der ersten Einwanderer betrug etwa 25 000 Seelen, welchen auf beiden Seiten der Wolga ihre Wohnsitze angewiesen wurden. Die Kolonisten sind nicht militärpflichtig und so musste sich die Bevölkerung bei ruhigem sichern Leben und geregelter Arbeit in einem gesunden Klima schnell vermehren, was auch in dem Maße geschehen ist, dass die Bewohner der alten Kolonien bereits große Klage führen über Mangel an gutem Ackerlande und an brauchbarer Viehweide, die bei der nunmehrigen, so sehr angewachsenen Bevölkerung nicht mehr zureichte. Ein Umstand, der hierbei schon von vornherein besonders schädlich eingewirkt hat, ist der, dass die ersten Kolonisten bei Anlegung ihrer Dörfer sich nicht allzu weit voneinander

³ Diese näheren Beziehungen sind nicht immer angenehmer Art, indem die Kirgisen auf ihren Zügen zu den großen Wolga-Jahrmärkten oft diebische Streifereien bis in die Nähe der deutschen Dorfschaften machen, um Pferde fortzutreiben und solche dann zu verkaufen oder zu schlachten. Hierbei kommt es dann zuweilen zu kleinen Scharmützeln, die den Teilnehmern gewöhnlich blutige Köpfe eintragen.

zu entfernen wagten, aus Furcht vor den kirgisischen Nachbarn, und so mussten sich denn nach und nach die Ortsgrenzen nur allzu bald berühren und Mangel an Land fühlbar werden. Hieraus erwuchs der Notstand, dass die Kolonisten oft 40 bis 50 Werst weit auf den Acker fahren mussten und dabei viel Zeit, oft auch bei plötzlich eintretendem strengem Frühlingfroste und Unwetter auf freier Steppe einen großen Teil ihres Zugviehes einbüßten. Noch mehr als auf der Wiesenseite machte sich der Mangel an Boden auf der Bergseite fühlbar. Die dortigen Kolonisten waren schon gleich bei der ersten Verteilung des Landes ungleich schlechter bedacht worden, so dass im Laufe der Zeit viele Familien sich genötigt haben, als Handwerker und Fabrikanten ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. So ward dort der Grund gelegt zu einer blühenden Gewerbetätigkeit, die noch heute in fortschreitender Entwicklung begriffen ist; die dortigen Baumwollwebereien sind eine ergiebige Nahrungsquelle für Hunderte von deutschen Kolonisten.

Bei alledem wuchsen die Klagen über Landmangel von Tage zu Tage, bis endlich der Kolonial-Verwaltung von der hohen Krone ein weiter Strich Steppenlandes an Flüssen Nachoi, Karaman und Jeruslan und noch weiter hin nach Süden des Samaraschen Gouvernements zu dem Zweck zugeteilt ward, denselben zu neuen Ansiedlungen aus den überfüllten Mutterkolonien zu benutzen. Es kam zunächst nicht zu wirklichen Ansiedlungen, sondern eine jede Mutterkolonie der Berg- sowohl als der Wiesenseite erhielt ein verhältnismäßig größeres oder kleineres Stück frischer Steppe zu freier Verfügung und die Leute zogen es fürs Erste vor, diese Ländereien entweder von ihrem Wohnorte aus auf oft 80 bis 100 Werst Entfernung zu bearbeiten oder zu verpachten und das Pachtgeld in der Gemeinde zu verteilen, als dass sie aus ihrer Mitte Ansiedler auf das neu erlangte Gebiet entsandt hätten. Das gab aber große Übelstände, Verluste an Zeit, Geld und Zugvieh, mithin viel Unzufriedenheit in den Gemeinden. Es mögen nun schon 14 bis 15 Jahre her sein, seit die ersten deutschen Ansiedler aus den alten Kolonien der Wiesenseite in die damals noch als wild und unwirtsam verrufene Steppe an den Flüssen Nachoi und Karaman hinausgezogen, als Abenteurer und Waghälse von Allen angestaunt (denn noch spukte die Kirgisenfurcht in den Köpfen der Kolonisten), ihre Baulichkeiten nebst allem Vieh und Wirtschaftsgeräte mit hinausnehmend und ihr früheres Land der Gemeinde als Ersatz für das neue, von ihnen in der Steppe zu bebauende zurücklassend. Auf der Bergseite dachte damals noch Niemand daran, überzusiedeln, und erwartungsvoll sah auch die Wiesenseite auf ihre neuen Ansiedler hin. Der damalige Chef der Kolonial-Verwaltung, Staatsrat Frese, verfolgte mit väterlich fürsorgendem Auge das Beginnen der neuen Ansiedler und half ihnen mit Rat und Tat, soviel er konnte, - es wollte aber doch immer nicht vorwärts gehen. Das hatte aber auch seine Gründe. Die wohlhabenden Hofbesitzer in den Mutterkolonien waren es nicht, die sich in die wilde Steppe hinausgemacht haben, die blieben behaglich daheim und überließen es den Armen, von allen Seiten Bedrängten, das Wagnis zu versuchen. Armut ist aber nirgends fühlbarer als bei Einrichtung einer neuen Wirtschaft. Da gebrach es an gutem Zugvieh, um die Steppe zum Ackerland umzureißen, da gebrach es an Arbeitskräften, denn die übersiedelten Familien waren an Seelenzahl meist klein und ein Knecht verdingt sich nicht gern in Not und Arbeit auf wilder Steppe, zumal um spärlichen Lohn; - die alten Häuser mussten an den neuen Wohnort geschafft und daselbst neu errichtet werden; auch an neuen Baulichkeiten tat es Not, - Markt und Stadt waren weit entfernt und mühsam zu erreichen. Dazu kamen noch mehrere, durch anhaltende Dürre verursachte Mißjahre, so dass bittere Hungersnot einzureißen drohte. Da haben denn die jungen Ansiedlungen Weizenfeld am Nachoi, Fresental, Neu-Boaro und Lilienfeld am Karaman, Wiesenheim und Rosendamm am Jeruslan viel Tränenbrot essen müssen und sich oft zurückgesehnt nach der alten Heimat, - aber redlich haben die meisten gearbeitet und auch an Gebet hat's nicht gefehlt, so dass die Verheißung, die dem Worte "Bete und arbeite" gegeben ist, nicht allzu lang ausbleiben konnte. Es kamen wieder gute fruchtbare Jahre, es kamen neue Ansiedler aus den Mutterkolonien die Arbeitskräfte und der Wohlstand mehrten sich und die Zeit blieb nicht aus, da die neuen Ansiedler zu der Einsicht kamen, sie hätten recht getan mit ihrem Auswandern nach der Steppe. Jetzt, da ihr Wohlstand begründet war, blühten sie verhältnismäßig schneller auf, als viele Mutterkolonien und Ansiedler weiß sich seines Vorzugs wohl zu rühmen, wenn er voll Stolz sagt: "Wir haben "frisches Land."" Es ist dies aber in der Wolgagegend wirklich nichts Geringes, seinen Ackerbau auf frischem, jungfräulichem Boden betreiben zu können. Den Dünger kann hier niemand zur Kultivierung des Bodens benutzen, da man aus demselben, bei dem großen Mangel an Holz, ein ganz absonderliches Feuerungs-Material unter dem Namen "Mistholz" in Form viereckiger, rasenförmiger, hartgetrockneter, dicker Scheiben zubereitet. Die Produktionsfähigkeit des Ackerlandes, welches die Mutterkolonien nun schon bald 100 J. benutzt haben, schwindet daher von Jahr zu Jahr, und die Leute sind somit genötigt, oft auf Hunderte von Werst sich Ackerland zu pachten, damit ihr eigenes Land einige Zeit brach liegen und sich erholen könne. Von all diesem wissen die neuen Ansiedler natürlich nichts. Da wird lustig darauf los gewirtschaftet auf dem frischen Lande, ohne dasselbe irgendwie in seiner Kraft zu erhalten; die Ansiedler sind durch Schaden noch nicht klug geworden, denken wohl auch, ihre Kinder könnten nach abermals 100 Jahren wiederum weiter nach Osten ziehen und die Kirgisen aus ihren jetzigen Sitzen bis in die tatarischen Steppen verdrängen.

Das Aufblühen der ersten Ansiedlungsdörfer zählt erst wenige Jahre, ist aber mit Falkenaugen von den Mutterkolonien erspäht worden und hat eine große Umwälzung auf Berg- und Wiesenseite zur Folge gehabt.

Alles wollte plötzlich in die Steppe. Aus allen Mutterkolonien sind ganze Scharen von Auswanderern dahin gezogen, teils mit, teils ohne Bewilligung der Obrigkeit, und haben sich auf den zur Ansiedlung bestimmten Landstrecken niedergelassen, wo nur ein Fluss oder ein Flüsschen, ein Wasser oder ein Wässerchen, ja auch nur ein Steppengraben oder ein Quelle vorzufinden war. Die Wiesenseitenansiedlungen gingen im Ganzen langsam und bedächtig von Statten, wurden zudem von den Mutterkolonien mit sorglichem Blicke überwacht; jenseits der Wolga hatte man aber kaum erfahren, dass es den ersten von dort an den Fluss Jeruslan übergesiedelten Kolonisten leidlich gut erginge, als geradezu aus allen Dörfern der Bergseite ganze Ströme von Auswanderern sich über die Steppe ergossen, wobei es denn ganz besonders ersichtlich war, dass die dortigen Mutterkolonien die gute Gelegenheit benutzt hatten, um sich aller derer, mit denen zu Hause nicht gut auszukommen war, auf eine gute Art zu entledigen. In einem Nu tauchten etliche zwanzig Bergseiter Kolonien am Jeruslan auf, wo vordem noch nie eine menschliche Wohnung gestanden, und eine gleiche, wenn nicht noch größere Anzahl Bergseiter Ansiedlungen schloss sich im Westen und Südwesten an die Jeruslanschen an, zerstreut auf weiter Steppe. Allein aus dem Kirchspiel Ust-Kulalinka wanderten über 2,000 Seelen aus. Die Übersiedelung hat aber noch lange nicht ihr Ende erreicht, weil noch sehr viele von der Regierung zur Ansiedlung bestimmte Landstücke unbebaut daliegen. Mitten in der Wildnis bildet sich eine neue Welt; bisher galt die katholische Kolonie Mariental am Flüsse Karaman als äußerster Vorposten gegen die Kirgisen, jetzt aber wird es bald dahin gekommen sein, dass Kolonien hinter Mariental mehr sein werden, als der alten Mutterkolonien im Norden und Nordwesten.

Wer ein deutsches Dorf in Sachsen, Hessen oder Bayern gesehen hat, der kann sich ungefähr ein Bild von der Wolga-Kolonien machen, sind ja doch die Erbauer derselben Landleute aus jenen Gegenden und die Kinder halten streng an väterlicher Sitte. Die meisten Dörfer sind äußerst regelmäßig gebaut; die meist breiten Straßen durchschneiden sich im rechten Winkel und die Spitze jedes Winkels bildet gewöhnlich irgend ein Wohnhaus, äußerst selten ein Garten oder ein Nebengebäude. Die Häuser sind fast alle eben so lang wie breit, mit spitz zulaufendem Giebel und dem unerlässlichen weißen Schornsteine. Die Stuben sind hell und luftig - im Winter leider nur zu luftig - mit großen hellen Fenstern, deren Rahmen gewöhnlich in buntem Farbenschmücke prangen. Durch ein weites Tor tritt man in den nach allen Seiten hin von Nebengebäuden umschlossenen reinlichen Hof, an welchen sich der nirgends fehlende Gemüse-, oft auch Obstgarten anschließt. Die Quadratform der Häuser ist nach Möglichkeit auch bei den massiven Bauten größerer stadähnlicher Kolonien, wie z.B. in Katharinenstadt und Priwolnaja, eingehalten; doch findet man hier auch schon viele andersgestaltete Häuser, mit der Längenseite zur Straße gekehrt; meist sind dies kaufmännische Geschäftslokale. Die kleineren lernen von den Großen, und so tauchen auch in den kleineren Kolonien dergleichen längere Häuser auf, gewöhnlich mit zwei großen Wohnstuben, an jedem Ende eine, Küche und Vorhaus in der Mitte, der Eingang immer vom Hofe, nie von der Straße aus, eine Sitte, die wahrscheinlich aus der kirgisischen Schreckenszeit her stammt. Bruchsteine gibt es in der Nähe der Wiesenseitener Kolonien keine. Die Häuser der Kolonial-Aristokratie sind daher aus Ziegelsteinen, die übrigen besseren Häuser aus Holz, die Häuslein der ganz armen Volksklasse aus dem sogenannten Leimenstein. Diesen Namen erhält nämlich der hiesige salpeterhaltige, schwarzgraue Ackerboden, wenn er, mit etwas Stroh, Sand und Wasser vermischt, als überall zugängliches, wenn auch nicht sehr dauerhaftes Baumaterial verarbeitet wird. Die Wiesenseite hat sehr wenig Wald, Bauholz aber gar nicht und muss solches bis auf den letzten Balken an der Wolga gekauft werden. Wer nun aber keinen Balken kaufen kann, der nimmt sich seinen Leimenstein umsonst. Der empfindliche Mangel an den Wohnhäusern der Kolonisten ist der, dass es mehr Sommer- als Winterhäuser sind, und dieser Mangel wird allerdings im Winter bei einer Temperatur von -20° Reaumur sehr fühlbar. Hohe Kachel- und Windöfen sind hier nur in den sogenannten herrschaftlichen Gebäuden, d. h. Pastoraten, Wohnungen der Kaufleute usw. zu finden; sonst ist der gewöhnliche Ofen ein niedriges, längliches, sich fast bis in die Mitte des Zimmers hinstreckendes Gemäuer, in welches zur besseren Wärmeverbreitung ein oder zwei flache eiserne Kessel eingelassen sind. Daher kommt es denn auch, dass beim Heizen die Stuben nicht nur sehr bald warm, sondern geradezu heiß, aber ebenso bald wieder recht kalt werden, zumal das Ausfüllen des Raumes unter der Diele mit Sand bei den Kolonisten zu den beanstandeten Dingen gehört, die man leider von den Vätern als althergebrachte Sitte nicht ererbt hat, demnach auch nicht so leicht sich anzueignen gesonnen ist. In neuester Zeit kommt aber das Ausfüllen doch mehr und mehr in Gebrauch.

Grelle Farbenzusammenstellung ist große Liebhaberei der hiesigen Deutschen. Alles, was irgendwie auf Schönheit und Geschmack Anspruch erheben will, seien es nun Tische, Bänke, Kisten und Schränke, oder seien es Fensterladen und Haustüren, muss in der mannigfaltigsten Fülle roter, blauer, grüner, gelber und weißer Farbe prangen. Es fällt in Wahrheit anfangs schwer, sich in einem solchen Zimmer heimisch zu füllen, wo aus jedem Winkel und von jeder Wand eine andere grelle Farbe entgegen strahlt.

Werfen wir nun ein Blick in das innere Leben des Dorfes. Die Gemeindeeinrichtungen der deutschen Kolonien sind denen der alten Heimat angepasst; das deutsche Schulzenwesen findet sich auch hier in jedem Dorfe. Die Hofbesitzer wählen alle 2 Jahre aus ihrer Mitte einen Vorsteher und zwei Beisitzer, welche nebst dem Kolonieschreiber die erste obrigkeitliche Instanz, das Kolonialamt, bilden. Mehrere Kolonial-Ämter sind einem Kreisamte, das ebenfalls einen Oberaufseher, zwei Kreisbeisitzer und den Kreisschreiber zu seinen Gliedern zählt, untergeordnet; die Kreisämter aber stehen unter Aufsicht des Comptoirs für die ausländischen Ansiedler in Saratow. Das Comptoir übt diese Aufsicht an Ort und Stelle durch sogenannte Kolonial-Aufseher, Beamte im Dienste des Comptoirs, deren Jeder gewöhnlich zwei Kreise zu beaufsichtigen, in denselben sämtliche gerichtliche Untersuchungen anzustellen und über die Resultate der letzteren dem Comptoir zu berichten hat. In jeder Kolonie kommt es nun unendlich viel darauf an, was es für Männer sind, die man zu Gliedern des Kolonialamtes gewählt hat. Die "alten Männer" und die "Gerichtsmänner" haben vor allen Andern zu bestimmen über jede Einrichtung und jede Lebensfrage in der Gemeinde; der jüngere Teil der Gemeindemänner schweigt zumeist und gehorcht, bis ihm Alter und Erfahrung das Recht des Mitverhandelns eingeräumt haben. Die Zukunft einer jeden neugegründeten Gemeinde hängt daher fast immer von dem Wert ihres Kolonialamtes in den ersten Jahren ab. Haben da vernünftige, energische Männer das Steuerruder geführt, dem überall auftauchenden, libertinistischen Emanzipationsstreben schlechter Subjekte sonder Scheu gewehrt, und selbst jederzeit das Beispiel ordentlichen Lebenswandels, regen Fleißes und strenger Ordnungsliebe gegeben, da blüht das Gemeinwesen rasch empor und noch nach vielen Jahren ist im Leben der Gemeinde jener ursprüngliche, wohlthätige Einfluss leicht zu erkennen, während andererseits ein jämmerliches, kraftloses Kolonialamt seine Gemeinde gleich in den ersten Jahren so herunterbringen und freche Zügellosigkeit dermaßen einreißen lassen kann, dass die betreffende Kolonie auf lange Zeit daran zu leiden hat. Fragt man heutzutage nach dem Grunde des besonderen Aufblühens dieser oder jener alten Kolonie, so erhält man von alten erfahrenen Männern derselben jederzeit die Antwort: "Wir haben gleich zu Anfang gute Vorsteher gehabt!" Ein gefährliches Ding ist es daher, dass auch die neuen Ansiedlungen in der Steppe von vornherein das volle Recht haben, die Männer des Kolonialamtes aus eigener Mitte selbst zu wählen. Vielen dieser neuen Korporationen geht es so, dass- wollten sie sich nach rechten, brauchbaren Subjekten zur Leitung ihrer Angelegenheiten umsehen, sie solche erst aus anderen Korporationen sich erbitten müssten, da man in der eigenen Mitte sich umsonst nach dergleichen Männern ausschauen würde. Oft tritt die Absicht einer solchen Gemeinde, gerade die untauglichsten Subjekte zu Gliedern des Kolonialamtes zu wählen, um unter deren lauem, biegsamen Zepter ungestraft sich herumtummeln und in jeder Eigenwilligkeit gehen lassen zu können, recht offen zu Tage, und solche Gemeinschaften sind es denn auch, mit denen jede Obrigkeit Jahre lang die größte Not hat. Die Zügellosigkeit und Ungebundenheit, die bisher in einzelnen, neu angesiedelten Ortschaften das strengste Einschreiten der Obrigkeit nötig machten, mögen auch in der einsamen, von der zivilisierten Welt so abgeschiedenen Lage dieser Dörflein ihren Grund haben. In dieser Beziehung stehen sie zu den Mutterkolonien im grellen Gegensatz. Letztere liegen teils hart an der Wolga, die ihren Handel belebt und ihren Wohlstand hebt, teils am untern Laufe der größeren Nebenflüsse dieses Stromes, also immer in der Nähe bedeutender Handelsplätze. Der durch die Dampfschiffahrt hervorgerufene rege Verkehr an den Ufern des gewaltigen Stromes bringt die Bewohner dieser Kolonien täglich mit fremden Leuten und deren Weise in Berührung; Viele von ihnen machen auch wiederholt Handelstreifen in ferne Städte und Gouvernements und eignen sich dort höhere Gesittung, gewandtere Umgangsweise und bewussteres Pflichtgefühl an.

Jede, auch die kleinste Kolonie hat ihre eigene Kirche oder wenigstens ihr eigenes Schulhaus, in welchem der Pastor für die Bewohner dieses einen Dorfes Gottesdienst zu halten verpflichtet ist, so dass ein Prediger, dem 7 Kolonien anvertraut sind, erst jeden siebenten Sonntag dazu kommt in derselben Kirche und Gemeinde wieder Gottesdienst zu halten. Durch diese Sitte wird die Arbeit der hiesigen Prediger gar sehr erschwert, besonders wenn sich neue Ansiedlungen von den Mutterkolonien abgezweigt haben, und nun auch, solange sie noch kein eigenes Kirchspiel zu bilden im Stande sind, von den Geistlichen der alten Kolonien geistlich bedient werden müssen. So besuchte der Pastor Bauer von Rjasanowka - und dies Kirchspiel umfasst 7 Kolonien mit mehr als 7,000 Eingepfarrten - während mehrerer Jahre eine Anzahl neuer Ansiedlungen 6 bis 7 Mal jährlich, legte dabei jedes Mal einen Weg von 225 Werst zurück, und musste manche Nacht bei eisiger winterkälte und Schneegestöber, von Steppenwölfen umheult, auf freier Steppe zubringen; und was der Pastor von Riasanowka getan hat, das tun viele andere Kirchspielprediger noch heute.

Da, wie eben bemerkt, jede Kolonie ihre eigene Kirche hat, sind die meisten Kirchen klein und unscheinbar und größtenteils aus Holz erbaut. Ganz nach Analogie der Wohnhäuser ist der Raum unter den Dielen durchweg nicht ausgefüllt, so wenig in der Kirche selbst wie in der Sakristei, welche letztere nirgends, auch nicht in den neuer Zeit errichteten massiven Prachtkirchen zu Katharinenstadt, Orlowskoi, Boaro, Schafhausen, Priwolnaja usw. zum Erheizen eingerichtet ist, woher denn auch schon im Spätherbst eine

einzigste Stunde Aufenthalt in jenen Räumen hinreicht, sich in der Zugluft eine gründliche Erkältung zuzuziehen. Während des Winters wird aber auch der Gottesdienst nicht in der Kirche, sondern aller Orten in den gleich beim Bau dazu eingerichteten Schulhäusern gehalten, denn jede Kolonie hat wie ihre eigene Kirche so auch ihr eigenes Schulhaus und ihren eigenen Schulmeister. Da hier nicht, wie in den baltischen Provinzen, nur ein Teil der schulfähigen Jugend, sondern sämtliche Kinder zwischen dem siebenten und fünfzehnten Jahre die Schule besuchen müssen, so sind schon aus diesem Grunde die Schulsäle sehr geräumig und fassen mitunter an zwei Gemeinden beim Gottesdienst. Was der Schulsaal im Hause an Raum übrig lässt, ist Wohnung des Schulmeisters, gewöhnlich zwei Wohnzimmer nebst Küche und Vorhaus.

An den Sonntagen, da der Pastor selbst in einer Gemeinde nicht sein kann, leitet der Schulmeister den Gottesdienst nach einer ihm dazu erteilten Form. Die gebräuchlichsten Predigtbücher sind zunächst der alte Brastberger, ferner Hofacker, Kapff, hie und da auch Ahlfeld und Huhn. Das auf der Berg- und Wiesenseite gleichermaßen gebrauchte Gesangsbuch, das sogenannte Kolonialgesangsbuch, führt den Titel: "Sammlung christlicher Lieder für die häusliche und öffentliche Andacht, zum Gebrauch der deutschen Evangelischen Kolonien an der Wolga. Zusammengetragen von den Predigern derselben, gedruckt in Moskwa".

Wie schon gesagt, hat jede Kolonie auch ihre eigne Schule und ihren eignen Schulmeister. Durch das Allerhöchst bestätigte Schulreglement sind die Kolonisten gezwungen, unter Vermeidung einer Geldstrafe von 3 Kopeken für jeden versäumten Schultag, alle ihre schulfähigen Kinder den ganzen Winter hindurch regelmäßig in die Schule zu schicken. Die Schulfächer sind: Lesen, Schreiben, Rechnen, Katechismus, biblische Geschichte und Kirchengesang; die gewöhnlichen Lehrgegenstände der alten Kirchenschule, welche ja keinen andern Zweck hat, als die Jugend für den Konfirmandenunterricht vorzubereiten. Bei einer im Jahre 1860 in der Kolonie Rosenthal gehaltenen Kirchen- und Schulvisitation ergaben sich folgende Resultate: Von 54 Schulknaben lasen 18 gut, 8 mittelmäßig, 1 schwach, 8 waren Anfänger im Lesen und 19 buchstabierten. Von 59 Schulmädchen lasen 16 gut, 5 mittelmäßig, 1 schwach, 5 waren Anfängerinnen im Lesen und 32 buchstabierten. Von 113 Kindern dieser Schule konnten 24 schreiben und 11 rechnen, 2 waren bereits bis zur Division gekommen; ihren Katechismus und die biblische Geschichte hatten die Kinder trefflich inne. Das Lehrverhör mit der Konfirmierten ledigen Jugend ergab Folgendes: von 25 Jünglingen lasen 22 gut, 1 mittelmäßig und 2 schlecht; von 16 Jungfrauen lasen 13 gut, 1 mittelmäßig, 1 schlecht und 1 konnte gar nicht lesen. Von den 5 Diensthöten aus fremden Gemeinden lasen 4 gut und 1 mittelmäßig. Mit dem Katechismusverhöre ging es gut; sowohl die Lutherische als Reformierte Jugend hatte ihren Katechismus inne. Das Lehrverhör mit den in den letzten drei Jahren kopulierten Ehepaaren ergab folgende Resultate: Von 11 Ehemännern lasen 8 gut, 2 mittelmäßig und 1 schlecht; von 15 Ehefrauen lasen 9 gut und 6 mittelmäßig; bei der Katechisation zeigten sämtliche Ehepaare ein gutes Verständnis des Wortes Gottes. –

Die hiesigen Schulen müssten viel mehr geleistet und das Volk auf eine weit höhere Bildungsstufe gestellt haben, wenn sie nicht von jeher – hier mehr, dort weniger - an zwei unheilbaren Krebschäden gelitten hätten. Wo gut gelehrt werden soll, da darf es auch an guten Lehrkräften nicht fehlen; daran hat es aber oft gefehlt, weil einesteils keine Bildungsanstalten für Volkslehrer da waren, andererseits aber auch so manche Gemeinde in rein materiellem Interesse es vorzog, an Stelle des Befähigteren den Billigeren als Lehrer zu dinge, und gelang es auch endlich den Anstrengungen des Pastors als Kirchenvorstehers, dergleichen Subjekte auszumerzen, so war doch bei der dem deutschen Landmanne eigenen Zähigkeit im Festhalten an dem einmal Erwählten und Eingerichteten viel schöne Zeit darüber vergangen und die Folgen mangelhaften Unterrichts noch lange Jahre hernach in derlei Gemeinden zu spüren. Diesem Übel haben die hiesigen Prediger durch die streng eingehaltene, für Alle verbindliche Vorschrift Einhalt zu tun gesucht: "dass Niemand als Schulmeister in den Kolonien angestellt werden darf, der nicht zuvor bei versammelter Synode sein Examen gemacht und von derselben das Diplom eines Schulumtskandidaten erhalten hat." Dadurch ist denn allerdings der Willkür und dem Protektionsgelüste des Einzelnen bei Anstellung von Schulmeistern ein heilsamer Riegel vorgeschoben worden; die alte Historie wiederholt sich aber dennoch unfehlbar überall wieder, wo in größerer Entfernung von den alten Kirchspielen neue Kolonien sich bilden und für den Anfang von einem besonderen Pastor nicht überwacht werden können.

Ein noch tiefer greifender, namentlich in den übervölkerten Muttergemeinden fühlbarer Schade ist die unverhältnismäßig große Zahl von Schulkindern, die alle von einem Manne in einer Schule unterrichtet werden. Im Durchschnitt sitzen an 200 Knaben und eben so viel Mädchen beisammen in einer Stube, die alle in Ruhe und Ordnung erhalten werden sollen: eine riesenhafte Arbeit für die schwache Kraft eines Menschen! Daher kommt es auch, dass der Unterricht nur *en masse* erteilt werden und der einzelne Schüler fast gar nicht berücksichtigt werden kann. Mitunter ist wohl auch in größeren Schulen - es gibt solche, welche gegen 1,000 Schüler zählen, in denen aber dann die älteren Kinder am Vormittage und die jüngeren Nachmittags unterrichtet werden - dem Schullehrer noch ein junger Gehilfe beigegeben, der aber in seiner Eigenschaft als "Selbst noch Lernender" von keinem allzu großen Nutzen sein kann, zudem auch bei den Kindern in geringer Autorität steht. Die größte Not hat der arme Dorfschulmeister wie anderwärts, so auch hier, hier aber in noch höherem Maße, mit Aufrechterhaltung der Disziplin unter solcher Kinderzahl. Die unumschränkte Herrschaft

über die Rute darf er sich, ohne dem maßlosen Keifen der Mütter und feindseligen Begegnungen der Väter sich auszusetzen, nicht anmaßen, und doch soll die Kunst noch erst erfunden werden, die Dorfjugend ohne Rute im Zaume zu halten. Die Klage über den Mangel an tüchtigen Lehrkräften ertönt hier von allen Seiten; so lange aber kein Schullehrer-Seminar für die Kolonien errichtet und die pekuniäre Stellung der Lehrer nicht verbessert wird, ist an eine gründliche Abhilfe nicht zu denken.

Um ein naturgetreues Bild der neuen Ansiedelungen auf der Wiesenseite von den Augen des Lesers aufzurollen, wollen wir von der Kolonie Weizenfeld aus, eine Wanderung durch die Steppe antreten. Die Kolonie liegt auf einer Anhöhe am Ufer des Nachoi, ringsum von Wiesen und Fruchtfeldern umgeben, sogar schon mit etlichen Äpfel- und Kirschgärten geziert, die, obgleich erst vor kurzem angelegt, auf dem fruchtbaren Boden schon üppig emporgewachsen sind. So ziemlich in der Mitte der Kolonie liegt der weite Kirchenplatz, und an einer Seite desselben das neu erbaute hölzerne Schulhaus, in welchem auch bis zur Erbauung der Kirche Gottesdienst gehalten wird. Die zum Panorama jeder Kolonie unerlässlichen Windmühlen fehlen auch hier nicht. (Wassermühlen gibt es in der Steppe aus Mangel an beständig fließendem Wasser nur äußerst wenige). Die Ufer des Nachoi oder Chaisul sind früher mit dichtem Weiden- und Erlengebüsch bekleidet gewesen, wovon aber jetzt nichts mehr übrig ist. Vereinzelte Büsche wilder Rosen grünen noch hier und da an geschützten Abhängen, von allem sonstigen brenn- und brauchbarem Holze ist aber nichts mehr zu sehen. Not kennt kein Gebot, und so kann man es den Leuten verzeihen, dass sie, als kein Brot im Hause und kein Feuerbrand im Ofen war, auch diese einzige Zierde der Kolonie nicht verschont haben. Die steilen Ufer des Nachoi liegen jetzt bloß und nackt da, im Frühling grün und mit Blumen übersät, im Sommer und Herbst aber grau und sonnenverbrannt. Zwischen dem zur Sommerzeit fast ganz ausgetrockneten Flussbette und den steilen Talwänden ist der Boden mit weitläufigen Tabakspflanzungen bedeckt, hin und wieder auch mit Arbusen- und Melonenfeldern. Ein halbes Jahrhundert dürfte wohl noch vergehen, ehe man die Kolonie von hohen Bäumen umschattet erblicken wird. Für Anpflanzungen haben die Kolonisten wenig Sinn, es sei denn zum Anlegen von Äpfel- und Kirschgärten, den "das tut Geld antrage". Am östlichen Ende der Kolonie erhebt sich das neue Interimpastorat, auf einer kleinen Anhöhe mit weiter Aussicht auf die benachbarten Kolonien und auf die freie Steppe. Der Pastoratsgarten ist an einer tief gelegenen, sehr fruchtbaren Stelle angelegt und schon mit Äpfel- und Waldbäumen bepflanzt. In nassen Jahren beweist der hiesige Boden eine außerordentliche Fruchtbarkeit, in heißen und trocknen aber kostet es sehr viel Mühe und Arbeit eine neue, durch keinen Baum noch Strauch geschützte, den heißen Glutwinden der Steppe schonungslos preisgegebene Gartenanlage in gutem Stande zu erhalten. Mancher schöne Baum, der noch im Frühling lieblich grünte, verdorrt in der Glut des Sommers.

Südlich von Weizenfeld am jenseitigen Ufer des Nachoi, in einer Entfernung von etwa 1 ½ Werst, liegt die Ansiedlung Gnadendorf und eine halbe Werst von dieser in südwestlicher Richtung Rosenfeld, beide hart am Ufer des Flusses. Wenn das Schneewasser sich im Frühling in dem Flussbette angesammelt, und zu ungewöhnlicher Höhe erhoben hat, kann man etwa eine Woche lang nur auf einem elenden Kahne über den Fluss setzen; zu jeder anderen Zeit findet sich hier eine gute Brücke vor, weil die Poststraße von Saratow nach Nowo-Usen durch diese Kolonien führt. Beide Niederlassungen sind erst im Jahre 1859 entstanden, aber die Baulichkeiten sind fast in besserem Stande als in dem viel älteren Weizenfeld; das kommt daher, weil auch mancher wohlhabende Kolonist hierher gezogen ist und alle seine guten Gebäude aus der Mutterkolonie mitgenommen hat. Wenn man aber von den hübschen, in geordneter Weise stehenden Häusern auch auf eine gerade, einige Gesinnung der Bewohner schließen wollte, so würde man sehr irren. Die aus allen Weltgegenden hierher zusammengewehrten Menschen lassen sich nur schwer unter einen Hut bringen; bei jeder Einrichtung gibt es viel Zank und Streit und der Ortsvorsteher braucht viel Geduld. Bei den Verhandlungen über Kirchenspielbildung und Pastoratbau konnte man sich nicht darüber einigen, wo das Pastorat zu bauen sei, und in Gnadendorf stritt man sich Monate darüber, ob die Männer beim Gottesdienst rechts oder links im Schulsaal sitzen, und ob die Mützen an der rechten oder linken Wand hängen sollten. Der Streit konnte nur durch ernstliche Interzession des Probstes beigelegt werden. Gnadendorf und Rosenfeld haben bereits beide schöne, geräumige, hölzerne Schulhäuser, daneben den hohen Glockenstuhl mit zwei helltönenden Glocken darin. Nach alter Sitte wird außer bei Todesfällen, zum Gottesdienst und zur Schule, auch noch sonst jeden Tag drei Mal, Morgens, Mittags und Abends geläutet; vieler Orten hält bei dieser Gelegenheit Jedermann in seiner Arbeit still, nimmt die Kappe ab und betet einen frommen Spruch; an manchen Orten ist aber auch das schon außer Gebrauch gekommen, und könnten die Protestanten in dieser Beziehung noch recht gut bei den benachbarten Katholiken in die Schule gehen. Die Gottesäcker sind entweder gar nicht oder nur mangelhaft umzäunt, liegen nach obrigkeitlicher Verordnung 250 Faden von der Kolonie auf freier Steppe und gewähren bis jetzt noch einen traurigen Anblick.

Acht Werst von Weizenfeld, in südöstlicher Richtung, hat sich im Frühling 1860 eine neue Kolonie gebildet und nach der Mutterkolonie Tarlik den Namen Neu-Tarlik erhalten. Die neue Ansiedlung liegt an dem Punkte des Nachoi, wo derselbe durch den Zusammenstoß mehrerer Steppengraben entsteht, und kann demnach nur durch Aufwerfen hoher Dämme das nötige Wasser für den Sommer gewinnen.

Nehmen wir nun den Weg von Weizenfeld wieder auf, dieses Mal aber in nordöstlicher Richtung, so gelangen wir nach 5 Werst durch Weizenäcker und Arbusenfelder zu dem letzten lutherischen Dorfe am Nachoi, nach Alexanderdorf. Diese Kolonie existiert schon seit 1850; das Schulhaus ist aber noch klein und eng; man hat eine frühere Kolonisten-Wohnung dazu benutzt, so dass kaum die Schulkinder in demselben Platz haben, geschweige denn die zum Gottesdienst versammelte Gemeinde. Mit Alexanderdorf schließt die Reihe von Kolonien, welche das neue, erst im Jahre 1862 bestätigte Kirchspiel Weizenfeld bilden.

Weiter ostwärts gelangen wir zu den Kolonien des neugebildeten, aber noch nicht bestätigten Kirchspiels Fresental. Die erste Kolonie dieses Gemeinde-Komplexes ist Neu-Urbach, etwa 6 Werst von Alexanderdorf, an einem kleinen Steppenbächlein, der Witalka belegen. Um dorthin zu gelangen, muss man von Alexanderdorf aus erst noch einmal über den Nachoi, der gerade hier recht anmutige, steile Talwände hat, an deren Fuß vom Frühling bis zum Herbst ein schöner Blütenteppich ausgebreitet liegt, denn die Sonne hat trotz ihrer sengenden Strahlen über dies immer feuchte Erdreich keine Macht. Im Sommer fährt man mit Leichtigkeit durch den auch hier fast ausgetrockneten Nachoi, in den Frühlingsmonaten April und Mai aber, wie auch im Spätherbste, ist die Verlegenheit groß, denn ein Kahn findet sich dort nicht und der Bau einer noch so kunstlosen Brücke scheint den in der Nähe angesiedelten katholischen Kolonien Friedental und Liebental eine unnütze Neuerung. Neu-Urbach liegt öder und vereinsamter da, als irgend eines der andern benachbarten Dörfer. Von jeher haben die Steppenwölfe ihren Zug über die Anhöhe genommen, auf welcher jetzt die kleine Kolonie sich erhebt; sie haben des alten Weges auch jetzt nicht vergessen, umheulen im Winter den Ort und verschonen ihn auch während des Sommers nicht mit ihrem Besuch. Hier ist Alles noch erst im Entstehen, den die Leute, welche erst 1859 hierher übersiedelten, wagten nicht sogleich ihre Häuschen aufzurichten, da sie ohne Erlaubnis der Regierung hinausgegangen waren und jeden Augenblick gewärtig sein mussten, strengen Befehl zum Abzuge zu erhalten. Ein Schulhaus ist noch nicht da, auch keine Glocke, und zum Gottesdienst, der in einem großen Wohnhause abgehalten wird, müssen die Leute durch die Tagewacht zusammengerufen werden. In jeder Kolonie muss nämlich sowohl bei Tage als bei Nacht eine "Wacht" - am Tage eine, in der Nacht 2 bis 3 Personen - in den Gassen umherwandeln, um auf Alles Acht zu haben und über jedes Außergewöhnliche, das sie bemerkt, dem Ortsvorsteher Anzeige zu machen.

Zehn Werst von dem einsamen und entlegenen kleinen Neu-Urbach liegt in nordöstlicher Richtung das Stolze Fresental, das künftige Pfarrdorf dieses Kirchspiels, eine stattliche Kolonie. Bei ihrem Auszuge in die Steppe - ums Jahr 1850 - waren die Leute sehr arm, hatten auch mit Mißjahren und Seuchen zu kämpfen, so dass sie längere Zeit sich sehr kümmerlich und elend behelfen und den Gottesdienst z.B. in einem kleinen, engen Schulhäuschen halten mussten. Nach und nach wurde es ihnen aber doch zu schwer, sich so ärmlich behelfen zu müssen, da sie aber durchaus keine Mittel zu einem neuen Bett- und Schulhause besaßen, so entschlossen sie sich, einen Gemeindeacker einzurichten - jeder Hofbesitzer sollte jährlich eine Dessätin dazu anweisen - diesen gemeinschaftlich zu besäen und abzuernten. Das so gewonnene Getreide wurde verkauft und das gelöste Geld zu Gemeindebedürfnissen, vor Allem aber zum Schulhausbau bestimmt. Es vergingen nur wenige Jahre, da sahen sich die Männer schon im Stande, den Bau zu beginnen, und in einem Sommer stand ein großes Schulhaus da, aus Ziegelsteinen massiv erbaut, mit hellen großen Fenstern, einem grünangestrichenen Zinkdache und einem gusseisernen Kreuze oben darauf. Stattliche hölzerne Nebengebäude und eine dicke Steinmauer umschließen den reinlichen Schulhof; dürfen ja die zu einer Wirtschaft gehörigen Gebäude nicht vereinzelt dastehen, sondern müssen die Umgebung des Hofraums bilden. Eine breite, durch ein Vordach geschützte Freitreppe führt in das Innere des Gebäudes, welches auf der einen Seite zwei hohe geräumige Wohnzimmer nebst Vorhaus und Küche, auf der anderen Seite aber den großen Bett- und Schulsaal mit einem geschmacksvollen Altar aufweist. Zwei mächtige Kachelöfen erwärmen den weiten Raum, dessen hohe Decke in der Mitte durch eine Reihe Säulen getragen wird. An dem Beispiele Fresentals haben die Nachbargemeinden gelernt, wozu es eine Kolonie durch einmütiges und regelmäßiges Kultivieren eines Gemeindeackers bringen kann; man hat dem nachgeahmt, und es findet sich zur Zeit kein Dorf in den neuen Ansiedlungen, das nicht einen solchen Acker eingerichtet hätte. Auch in ihrer Lage hat die Kolonie Fresental Manches vor ihren Schwestern voraus. Sie liegt auf einer abschüssigen Landzunge zwischen dem Schiffkabache und dem großen Karaman, an dessen Ufern sich ein prächtiger Laubwald hinzieht, der einzige in weitem Umkreise.

Östlich von Fresental, in einer Entfernung von 3 Werst, liegen die beiden letzten Kolonien dieses Kirchspiels, Neu-Boaro und Lilienfeld, beide ebenfalls hart am großen Karaman, der aber dort auf seinen Ufern kein Wälder mehr, sondern eitel Tabaksfelder trägt. Neu-Boaro, zugleich mit Fresental angelegt, hat mit diesem nicht gleichen Schritt gehalten. Zwar findet sich hier ein geräumiges, hölzernes Schulhaus, das früher in der Kolonie Orlowskoi gestanden und nach Erbauung eines großen steinernen Hauses daselbst, hierher verkauft worden ist. Die ärmlichen, halb verfallenen Wohnhäuser und die offenen Hofräume zeigen aber doch deutlich genug, dass es hier nur langsam vorwärts gegangen ist.

Als schönes Beispiel plötzlichen Umschwunges zum Guten kann die benachbarte Kolonie Lilienfeld dienen. In diesem Dorfe war es seit 10 Jahren alles drüber und drunter gegangen, weil es an einem tüchtigen Kolonialamte gemangelt hatte; viel Kaffee und Branntwein war daselbst getrunken, aber nur wenig

regelmäßiger Ackerbau betrieben worden. Da gab es kaum ein oder zwei hölzerne Häuser, der Glockenstuhl drohte jeden Augenblick umzustürzen, an ein Schulhaus war - nach 10 Jahren! - noch nicht zu denken. Der Schulmeister sah sich genötigt, die Kinder in seiner eigenen Wohnung, einem kleinen elenden Leimenhäuschen bei erstickender Hitze und entsetzlicher Atmosphäre zu unterrichten, und da auch nur einen Teil derselben zur Zeit, indem es für alle an Raum mangelte. Alle Mahnungen geistlicher und weltlicher Behörden halfen nichts; Alles blieb beim Alten. Da kam im Sommer 1860 ein großer Zug neuer, wohlhabender Ansiedler aus dem Kirchspiel Nord-Katharinenstadt, um sich in Lilienfeld niederzulassen und mit Ankunft dieser "Neuen" begann eine neue Ära für die Kolonie. Die Ankömmlinge erkannten die traurigen Zustände, in welche sie geraten waren, nur zu bald, und wandten sich Hilfe suchend ans Kreisamt. Nun wurde das Kolonialamt aufgelöst, aus der Zahl der neuen Männer ein neues eingesetzt und von Stund gewann alles ein anderes Ansehen. Nach einem halben Jahre standen bereits viele stattliche Wohnhäuser im Dorfe, überall sah man fleißige Arbeiter, ein Gemeindeacker von 110 Dessätin war eingerichtet und ein neues Schulhaus aufgebaut.

Von Lilienfeld müssen wir einen Weg von etwa 30 Werst quer über die Steppe in südlicher Richtung machen, um in die nächste nun folgende, deutsche Kolonie zu gelangen. Damit befinden wir uns auch an einem dritten Fluss, dem großen Jeruslan, längs dessen Ufern von der Quelle bis zur Mündung sich eine lange Reihe teils russischer, teils deutscher Ansiedlungen hinzieht. Die russischen Kolonien sind meist viel älter, wohl schon 20 bis 30 Jahr angesiedelt, daher sehr groß, die meisten bereits mit Kirchen versehen. Es sind teils echte Russen aus den angrenzenden Gouvernements, die sich hier angesiedelt haben, teils ukrainische Kosaken, hier "Malorossianer" genannt. Es scheinen vor allem Andern wohl ihre Glaubensverhältnisse gewesen zu sein, welche diese Leute aus der Heimat hierher geführt haben, wo sie vor Anfechtungen und Feindseligkeiten sicher zu sein vermeinten. Da hausen eine Menge Molokanen, Duchoborzen und Chlistowtschinen, daneben wieder allerlei Farben der Starowärzi, mitunter auch Orthodoxe Griechen in nächster Nachbarschaft. Die russischen und deutschen Ansiedelungen am Jeruslan sind gewöhnlich so angelegt, dass das Gebiet der Russen auf der einen und das der Deutschen auf der andren Seite des Flusses sich befindet, beide Kolonien aber einander gegenüber erbaut sind.

Die erste Ansiedlungsgemeinde am Jeruslan, auf die man, von Lilienfeld herkommend, stößt, ist Rosental, zugleich auch die älteste und eine der größten. Es ist schon etwa 15 Jahre her, seitdem ein Katharinnenstädtischer Kolonist, Namens Wittenbeck, der als Handwerker auf der am Jeruslan gelegenen, der Krone gehörigen sogenannten "östlichen Ferme" arbeitete, auf den Einfall kam, sich auf dem nur 1 ½ Werst von der Ferme belegenen, fruchtbaren Ländereien, die erst vor Kurzem seiner Mutterkolonie Katharinenstadt zugeteilt worden waren, häuslich niederzulassen und seinen Herd daselbst zu gründen. Damals galt aber die Jeruslansche Steppe nach für das *non plus ultra* der Einsamkeit und Wüstenei, wo das einzige Leben nur in umherstreifenden Kirgisenbanden sich repräsentierte. Diese standen aber noch von früher her in keinem allzu freundlichen Andenken, und so fand denn die Aufforderung des alten Kolonisten, der die Sache aus eigener Anschauung besser kannte, indem er als Bewohner der Ferme noch nie etwas von Unsicherheit oder Gefahr in jener schon längst gesäuberten Gegend gemerkt hatte, anfangs wenig Anklang. Einige Waghälse entschlossen sich aber doch endlich, das Unternehmen wenigstens zu versuchen und mit dem Alten gemeinschaftliche Sache zu machen. Mehrere Familien zogen hinaus, erbauten sich kleine Leimhäuser an Jeruslan und begannen das frische Land zu bearbeiten. Es ging über Erwarten gut; Kirgisenbanden kamen zwar, zogen aber mit ihren Pferdetabunen friedlich vorüber, um auf den großen Märkten an der Wolga Handel zu treiben. An Mord und Todschatz dachte Niemand, an Raub auch nicht, und selbst die Einsamkeit wurde nach und nach weniger fühlbar, als immer neue Nachzügler aus den alten Kolonien anlangten, und der kleine Ort von Tag zu Tage wuchs. Rosental hat sehr schönes, fruchtbares Land und ist inzwischen die wohlhabendste, geordnetste und beste von allen Jeruslan-Kolonien geworden. Wenn im Ganzen wenig stattliche Häuser im Orte zu finden sind, so liegt der Grund davon nicht in der Armut seiner Bewohner, sondern in der weiten Entfernung von dem Wolgahafen Katharinenstadt, von wo das Holz zum Häuserbau hergeschafft werden muss. Mancher, der vielleicht im Stande wäre, sich drei hölzerne Häuser zu bauen, behilft sich lieber lange Zeit mit einem "Leimenhäuschen", denn dass er sich die große Mühe und Beschwerlichkeit machte, auf mehr als 80 Werst Entfernung Bauholz anzuführen. Die Bewohner von Rosental scheinen von ganz besonderem Schlage zu sein, stets fröhlich und guter Dinge auch in böser Zeit, - etwas besonders hoch Anzuschlagendes bei den hiesigen Kolonisten, denen sonst Klagen und Jammern zur zweiten Natur geworden ist - bereit zu jedem heilsamen Unternehmen, zu jeder guten und nützlichen Einrichtung in ihrer Mitte, pünktlich und gehorsam, vor allem aber fleißig und rüthig in der Arbeit. Durch diese Eigenschaften hat sich Rosental schon eine bevorzugte Stellung inmitten der umwohnenden Bergseiter Ansiedler erworben (es ist nämlich die einzige Wiesenseiter Ansiedelung am Jeruslan) und geriert sich auch bereits als Metropole des Jeruslangebietes. Rosental trägt seinen Namen nicht mit Unrecht, denn im Frühjahr sind die Ufer des Jeruslan, auf denen die Kolonie errichtet ist, weit und breit mit wilden Rosen übersät; dazu das Grün und die bunte Blumenflur der blühenden Steppe, das klare Wasser des in unzähligen Windungen dahingleitenden Jeruslan - ein wahrhaft entzückender Anblick. Schon etliche Werst

hinter Lilienfeld fängt die eigentliche Steppe an und reicht von da bis in die Ebenen Turans und Turkestans; hier wogt noch der stolze Bocksbart, der "Kowyl" der Russen, gravitatisch auf und nieder; hier blüht die Malve und der Mandelstock, die Tulpe und die Lilie in bunter Farbenpracht neben einander, wie sie schon seit Jahrtausenden hier geblüht haben. So unbeschreiblich traurig und öde die Steppe in den Sommermonaten Juli und August anzuschauen ist, so wunderbar lieblich erscheint sie im Mai und Juni; Großartigeres gibt es wohl nicht in der ganzen Natur als dies in sanften Wellen sich hebende und senkende, in unübersehbare Weiten sich hinziehende Blütenmeer mit der balsamischen Luft und der strahlenden Sonne am blauen Frühlingshimmel darüber. - Berühmt ist auch der Rosenthaler Wald, der, wenn er bis jetzt auch nur aus 30 bis 40 um einen Teich gepflanzten Weiden besteht, dennoch den Sinn der hiesigen Kolonisten für Baumpflanzungen bezeugt. Auch hier wurde ein Gemeindeacker angelegt, und der Ertrag desselben zu gemeinnützigen Zwecken bestimmt. Als nur eine hinreichende Summe erspart war, kaufte man die alte Kirche in der Süd-Katharinenstädtischen Kolonie Paulskoi, schaffte sie nach Rosenthal, fügte neues Bauholz hinzu und erweiterte die alte kleine Kirche zu einem stattlichen, geräumigen Gotteshaus.

Von Rosenthal aus erstrecken sich den Jeruslan hinab eine Menge, von Bergseiter Ansiedlern bewohnte, kleine Kolonien, die aber größtenteils ein recht ärmliches Ansehen haben. Die erste dieser Niederlassungen ist Hoffenthal, ein Dorf, das aus niedrigen, halb in die Erde gegrabenen Lehmhütten besteht. Eine derselben bewohnt der Schulmeister. An der Armut dieses schon vor 4 Jahren angelegten Dörfchens sind übrigens zum größten Teil die Einwohner selbst schuld, welche, - in früherer Zeit lauter Baumwollweber und Hirten - sich plötzlich mit unkundiger Hand an Flur und Acker machten und dabei faul und genussüchtig sind.

Etwa 8 Werst unterhalb Hoffenthal liegen die beiden Dörfchen Konstantinowka und Katharinental, ersteres am Jeruslan, letzteres an der Jamma, einem Nebenbache desselben, auch noch recht kleine, ärmliche Ortschaften. Schule und Gottesdienst werden in Privatwohnungen gehalten, kaum, dass die Leuten es bis zu einer Glocke und einem Glockenstuhl gebracht haben.

Lengenfeld und Rosenfeld, etwa 7 Werst von Konstantinowka am Jeruslan gelegen, sind auch nicht viel weiter; die Missernte des Jahres 1860 hat gar zu hindernd auf ihr Aufblühen eingewirkt und Gedanken an Auswanderung nach der "Linie" d.h. nach der Europäisch-Kaukasischen Grenze in ihnen wach gerufen.

Rosenfeld am Jeruslan (verschieden von Rosenfeld am Nachoi) etwa 3 Werst von Lengenfeld ist von lauter Norkern bewohnt. Es ist das ein besonders rauer, einfacher Menschenschlag, diese Bürger des Bergseiter Kirchspiels Norka, der es nicht liebt, viel Worte und Komplimente zu machen, sondern dem willigen gleich die Tat folgen lässt, der Wille sei nun gut oder böse. Zum Glück haben die Leute einen recht energischen Vorsteher, einen "ächtigen Mann" aus ihrer Mitte, der sie vortrefflich zu leiten weiß, so dass diese Niederlassung seit seiner Regierung sichtlich im Aufblühen begriffen ist. Hat doch das Schulhaus jetzt auf des Vorstehers Antrieb ein Nebengebäude erhalten, während bisher sich die Norker keine grauen Haare wachsen ließen, dass des "Schulmeisters Vieh oder Schoof" den ganzen Winter hindurch unter freiem Himmel herumlaufen mussten.

Auf weitere 8 Werst von Rosenfeld liegt das kleine Kirchheim an einer recht gefälligen Biegung des Jeruslan; 14 Werst davon an der Usatowa-Solänka, einem Nebenbache des Jeruslan liegen Neu-Bauer und Friedenfeld; 7 Werst von Friedenfeld an der Schitnaja-Solänka das Dörfchen Ährenfeld, lauter kleine unbedeutende Ortschaften. Zwei sehr enge lehmsteinerne Schulhäuschen in den Kolonien Neu-Bauer und Ährenfeld, vortreffliche Melonen und Arbusen in dem letztgenannten Dörfchen, wie auch steter Mangel an Frieden im Dorfe Friedenfeld ausgenommen, bieten sie sämtlich nichts sonderlich Bemerkenswertes dar. Die Sektenwirtschaft der sogenannten "Traurigen" (mit mystisch-pietistischer Richtung) und "Lustigen" (lauter Erwählte, deren Bewusstsein, unzweifelhaft zu den Erwählten zu gehören, sich in steter Sorglosigkeit und offen zur Schau getragener Fröhlichkeit Lust macht) unter den nach Neu-Bauer ausgewanderten Kolonisten der Bergseite hält sich noch so sehr unter Decke, dass bis jetzt fast nichts davon zu merken ist. Bei der letzten Kirchen-Visitation bat ein "Trauriger" den Probst angelegentlich um Belehrung darüber, wie viele Goldknöpfchen und Edelsteine wohl in der "unvergänglichen Krone", über deren Erteilung in der Visitationsrede gesprochen war, sich befinden würden und ob man sich recht stattlich in derselben ausnehmen werde.

Zehn Werst von Ährenfeld liegt inmitten der letztgenannten Kolonien - fast von jeder derselben gleich weit entfernt - das große Dorf Eckheim, an einer scharfen Biegung des Jeruslan, der hier fast den ganzen Sommer hindurch fließendes Wasser hat. Eckheim ist schon seit 5 Jahren angelegt, hat mehrere stattliche hölzerne Häuser, wie auch ein geräumiges Bett- und Schulhaus. Hier ist der Sitz eines besondern Kreisamtes für die Jeruslanschen Kolonien, und es soll demnächst auch ein besonderer Pastor dort residieren. Eckheim ist zum Pastoratsorte recht geeignet; denn abgesehen von seiner Lage inmitten der anderen Gemeinden ist es zugleich die wohlhabendste und größte, am ersten im Stande, ein großes Schulhaus und eine Kirche zu erbauen. Ferner ist die Kolonie auch recht anmutig - d.h. nach Steppenansprüchen anmutig - gelegen; der Jeruslan mit mehreren grünen Inseln in seinem Schoße, schlängelt sich um die Kolonie, und Anpflanzungen aus früherer Zeit in einem kleinen, auf der andern Seite

des Flusses belegenen Russendörfchen bieten dem Auge doch schon mehr als eine Steppe. - Ein junger, begabter Schulmeister wirkt einstweilen mit großem Segen in dem Orte, der überhaupt in mancher Beziehung anfängt, das Ansiedlungskleid abzulegen.

Auf dem Wege von Eckheim nach dem 60 Werst entfernten Wolgahafen Priwolnaja gelangen wir zunächst in die ganz kleine Ansiedlung Beideck. Das Dörfchen ist im vorigen Jahre von Ansiedlern der Bergseiter Kolonie Talowka angelegt, und besteht aus einigen wenigen Hütten um den kleinen Glockenstuhl, dessen Glocke ein Geschenk der Mutterkolonie ist.

Drei Werst weiter, etwa 15 Werst von Eckheim, gelangt man zu dem an 3 Steppenbächen, welche zusammen die Suchaja-Solänka bilden, belegenen Gnadenfeld. Diese Kolonie hat eine recht gefällige Lage und kann mit der Zeit ein schöne Dorfschaft werden; für jetzt besteht der ganze Baumwuchs freilich in sechs Weidestämmen am Bache, und das einzige hervorragende Haus ist das erst in diesem Sommer erbaute Schulhaus. Im Übrigen sind die Hütten hier ärmlicher und unscheinbarer, als in manchem schon besprochenen Dörfchen. Auch das in diesen Hütten hausende Volk ist nicht das beste und dürfte diese Kolonie unter allen Ansiedlungsgemeinden das geringste Attestat beanspruchen.

Eilen wir nach Brunnental am Bache Kriwoi-Jar. Viel Brunnen erblicken wir zunächst, denn schon in geringe Tiefe stößt man auf herrliches Wasser, dann aber das stattliche Haus des Ortsschulmeisters, sein Eigentum, und daneben ein neues, hölzernes, geräumiges Schulgebäude, dessen ganzes Innere durch den Schulsaal gebildet wird, welcher hell, hoch und mit einem Altar versehen, eine treffliche Stätte für Unterricht und Gottesdienst bietet. Man sieht aus Allem, dass das holzreiche Priwolnaja nur 30 Werst entfernt ist. Brunnental erhält Alles aus Priwolnaja, hängt mit Leib und Seele als unablässiger Appendix an Prowolnaja, spricht zum Teil den priwolnaer Dialekt und möchte sich gern an das Kirchspiel Priwolnaja anschließen, wenn dies nicht schon zu groß wäre, und muss sich nun wider Willen mit Eckheim einigen. Es hat diese äußerste der Jeruslanschen Kolonien allerdings eine sehr vereinsamte Lage und ist daher ihre Abneigung, mit den anderen Ansiedlungen gemeinsame Sache zu machen, nicht so sehr zu verdenken; sie wird niemals einem Kirchspiel passend eingefügt werden können, denn ringsum haben Katholiken sich angesiedelt und die nächste evangelische Kolonie Gnadenfeld ist 15 Werst entfernt.

Zwanzig Werst von Brunnenthal über Steppenschluchten und tiefe Gräben hin liegt Neu-Ussenbach am Steppenbach Gaschon. Die Kolonie ist groß und zählt 100 Familien, ist aber erst im Frühjahr 1860 angesiedelt. Die Nähe von Priwolnaja hat auch hier mehr hölzerne Häuser hervorgebracht, als in vielen älteren Ansiedlungen tiefer in die Steppe hinein. Noch liegt aber Alles bunt durcheinander, trotzdem dass die Leute wie die Ameisen arbeiten. Ein tüchtiger und wohlhabender Vorsteher, der sich inmitten der Kolonie ein geradezu städtisch eingerichtetes Haus aufgebaut hat, ist in jeder Beziehung ein Segen für die Gemeinde, die, halb aus Norkern, halb aus Alt-Ussenbachern bestehend, ewig in Hader und Uneinigkeit sich bewegt. Etliche Büsche wilder Kirschen in den umliegenden Steppengräben, ein willkommener Schlupfwinkel für Wölfe und diebische Kirgisen, abgerechnet, bietet Neu-Ussenbach nichts Bemerkenswertes in und um sich dar.

Unter den 1 Kolonien im Salztract⁴ kann hier nur Wiesenmüller genannt werden (von den übrigen haben wir nichts Näheres erfahren können), eine schöne, große Niederlassung, 30 Werst von Eckheim, auf sehr fruchtbarem Lande. Die Bewohner gehörten noch vor Kurzem zu den wohlhabendsten Landwirten der Bergseite, und sind hierher ausgewandert, um auf frischer Steppe den Ackerbau im Großen betreiben zu können. Der Jeruslan treibt hier schon große Mühlen, hat reizende, mit Laubholz bewachsene Ufer und gutes Wasser; die Wolga ist nicht weit, somit auch die Holzhäfen nicht: lauter günstige Verhältnisse für neue Ansiedlungen. Die Leute wollen auch hier um die Erlaubnis bitten, einen eigenen Prediger vorzuziehen zu dürfen und sollte es hier einmal zu einem eigenen Kirchspiel kommen, so dürfte dasselbe ein der besten und wohlhabendsten der ganzen Wiesenseite werden.

Will man von Neu-Ussenbach gerade über die Steppe nach Weizenfeld fahren, so kommt man etwa 5 Werst hinter Neu-Ussenbach und 20 Werst von Weizenfeld, in ein kleines Estendorf, dessen Bewohner sich hier im Sommer 1855 niedergelassen haben. Die Niederlassung von den Nachbarn "Lievland" genannt, liegt zu beiden Seiten einer tiefen Steppenschlucht. Die Leute haben sich dort nach ihren Konfessionen angesiedelt: an einem Ufer wohnen sämtlich orthodox-griechische Esten, am anderen die Lutherischen, ca. 27 Familien. Es sind lauter Lehmhütten in höchst eigentümlicher Bauart, halb nach estnischer, halb nach Kolonistenweise, d.h. langgestreckt mit kleinen Fensterchen und doch mit dem Kesselofen der Kolonisten. Die Armut ist natürlich sehr groß in dem Dörfchen; wenn die Leute aber nur Geduld haben, und in fleißiger Arbeit ausharren an Stelle und Ort, so kann ihnen in diesem fruchtbaren Landstriche Segen und Fruchtbarkeit nicht fehlen. Benachbarte deutsche Kolonisten haben sich schon wiederholt Frauen aus dieser Estnischen Niederlassung geholt, und sehen solche Verbindungen durchaus nicht als *mesalliance* an, obgleich die Esten hier mit ihrem Lande nicht die Privilegien der Kolonisten, sondern nur die Rechte freier

⁴ Der Salztract ist ein langer, schmaler Strich Landes, durch den sich die "Salzstraße" von Jelton-See nach Saratow hinzieht.

Kronsbauern erhalten haben. Zum Gottesdienst und Abendmahl fahren die hiesigen Esten nach Weizenfeld in die Kirche.

Nachdem wir nun die Kolonien am mittleren Jeruslan rasch durchwandert sind, kehren wir wieder nach Rosental zurück und pilgern von da flussaufwärts. Hierbei gelangen wir schon nach 6 Werst, gleich hinter dem großen Russendorfe Karpenka, zu den vor 3 Jahren angelegten deutschen Kolonien Schöndorf und Schönfeld, die es aber, da hier zwei Jahre nach einander Misswachs war, noch zu keinem Aufblühen haben bringen können. Da ist noch kein Schulhaus, überhaupt kein auch nur einigermaßen gutes Haus in beiden Kolonien, und es werden wohl einige Jahre vergehen, bis Dorf und Feld das Beiwort "schön" mit guten Recht beanspruchen dürfen. Die vor 5 Jahren angelegte Kolonie Schöntal hat schon ein neues hölzernes Schulhaus aufzuweisen. Die vielen Lehmhütten lassen freilich auch hier kein Paradies erwarten, doch muss man bei den Bewohnern dieser Niederlassung - sie stammen aus dem Kirchspiel Jagodnaja-Poljana - einen ganz besondern Maßstab der Beurteilung ansetzen: ein Kolonist aus jenem Kirchspiel muss schon sehr wohlhabend sein, wenn er sein Geld zum Bau eines bequemen hölzernen Hauses verwenden soll.

Neu-Jagodnaja, die äußerste dieser Kolonien, ist erst im vergangenen Jahre (1860) angelegt, daher auch viele Baulichkeiten erst halb beendigt sind. Sie werden auch einige Zeit auf Beendigung warten müssen, da das Missjahr die Bewohner so in Aufregung versetzt hat, dass von 98 Ansiedlungsfamilien alle bis auf 20 in die Mutterkolonie zurückgekehrt sind, mit dem festen Entschlusse, die Wiesenseiter Steppe nicht wieder zu betreten. Die blühenden Fluren des nächsten Frühlings werden sie aber aller Wahrscheinlichkeit nach sämtlich wieder am Jeruslan erblicken, indem es schwerlich anzunehmen ist, dass die landarme Mutterkolonie über die plötzliche Rückkehr sehr vergnügt sein dürfte.

Die Gemeinden von Hoffenthal bis Jagodnaja sollen demnächst, wenn fruchtbare Zeiten solches ermöglichen, ein besonderes Kirchspiel mit dem Pastorat Schöndorf bilden. Für jetzt ist aber wohl noch nicht daran zu denken, indem Rosenthal die einzige Kolonie wäre, die das hierzu Erforderliche leisten könnte, und außerdem, wie schon oben angedeutet, der Jagodnaer sich schwer zu etwas bereit erklärt, was ihm nicht etwa ganz leicht fällt. Die Leute des Kirchspiels Jagodnaja-Poljane auf der Bergseite haben in ihrer derben, rauen Weise Manches mit den Norkern gemein, übertreffen sie sogar darin, und es gehört daher ein ganz besonderes Studium dazu, sie richtig zu behandeln. Sie haben von den russischen Bauern, unter welchen sie auf der Bergseite wohnten, Vieles angenommen, sowohl äußerlich in Kleidung und Haltung, als auch in Sitten, Gebräuchen, Gesinnungs- und Handlungsweise. Der Dialekt dieser 4 Kolonien ist ganz besonders fremdartig und rau, von vielen Russischen Worten untermischt.

Von der Kolonie Neu-Jagodnaja windet sich die nach Osten in die eigentliche Kirgisen-Steppe hineinführende Straße an beiden Ufern des Jeruslan, bald hier, bald dort denselben überspringend durch verschiedene Russen-, Tataren- und Mordwinendorfer aufwärts. Der Reisende meint jedwedes deutsche Element schon längst hinter sich zu haben und keinen befreundeten heimatlichen Laut mehr hören zu dürfen, als bis er endlich über den Ural hinaus nach Tobolsk oder Omsk gelangt sei; der Jeruslan wird immer kleiner und kleiner, und scheint den Namen, welchen ihm schon die Neu-Jagodnaer beilegen, nämlich den des "Jerusgraben" immer mehr zu verdienen. Schon tauchen in der Ferne blaue Hügel auf, die "Marzowischen Berge", die letzten Ausläufer des Obschtschy-Syrt, und verleihen der Steppe einen fremdartigen Charakter. Da gelangt man etwa 40 Werst hinter Neu-Jagodnaja zu einem kleinen Dörfchen, das einem Tataren- oder Mordwinendorfe doch nicht so ganz ähnlich sieht. Und wirklich wiederum Deutsche, als ob doch auch kein Punkt der weiten Gotteswelt, so abgelegen er sei, ohne einige Repräsentanten dieser Nation existieren könnte! Es ist das kleine Wiesenheim, eine der ältesten Ansiedlungsgemeinden, die aber mit mancherlei Ungemach, öfterem Misswachs etc. zu kämpfen gehabt hat, daher auch in ihrem Äußeren noch nicht viel mehr bietet, als die erst vor einem oder zwei Jahren angelegten Kolonien am mittleren Jeruslan. Die fünf Gemeinden, die im Vorstehenden näher besprochen werden sollen, sind sämtlich von Wiesenseiter Kolonisten aus dem Kreise Paninsky bewohnt, die sich in bunter Reihe hier niedergelassen haben, wo es Jedem gerade gut schien, so dass z.B. in der Kolonie Mannheim 9 Mutterkolonien vertreten sind. Es ist das aber kein Vorteil für diese Dörfer; Einigkeit und Gemeinsinn werden dadurch wenig gefördert, der Gehorsam gegen die Ortsvorsteher nicht gehoben. Mit Recht kann dieses durcheinandergewürfelte Leben armer Leute von den verschiedensten Farben, die bei allen Unternehmungen in der Gemeinde es ein Jeder so haben wollen, wie es gerade bei ihm daheim gewesen ist, der Hauptkrebsschaden ihrer Entwicklung genannt werden.

Die 5 Kolonien zerfallen in 2 Gruppen: Wiesenheim und Rosendamm, die kleinsten und ältesten liegen an der obersten Spitze des Jeruslan; Sichelberg, Mannheim und Gnadenflur nicht weit von den Quellen des großen Karaman; beide Gruppen ca. 20 Werst voneinander entfernt. Rosendamm, 3 Werst hinter Wiesenheim, also die alleröstlichste Samarasche Kolonie, ist zugleich das allererste Dörfchen am Jeruslan, der ein kleines Stück oberhalb aus mehreren hier in einander fließenden Steppenbächen entsteht. Der Damm von Rosendamm ist demnach der erste Damm unter den hundert Dämmen, die der arme Jeruslan auf seinem Rücken tragen, und mittels derselben sein grünes Gewässer in ebenso vielen tiefen Becken, hier "Tümpel" genannt, zum Jahresgebrauch seiner Anwohner aufbewahren muss. Die Baulichkeiten hier sind

schon viel besser als in Wiesenheim, wo in mehr als 10 Jahren nur ein lehmsteinernes Schulhaus emporgewachsen ist, während Rosendamm es doch schon zu einem hölzernen gebracht hat. Wenn auch viel kleiner und bescheidener; will doch Rosendamm dem üppigen Rosenthal am mittleren Jeruslan in keiner Beziehung nachstehen; auch hier ist ein hübsches Kirchlein erbaut. Es hat mannigfache Schicksale erlebt, dieses Kirchlein; erst diente es der alten, nunmehr großen und reichen Kolonie Schaffhausen als Gotteshaus; stand darauf, als Schaffhausen sich eine neue Kirche erbaut hatte, längere Zeit als Leichenhaus auf dem dortigen Kirchhofe, und ward endlich von jener großen Gemeinde ihren armen Kindern in der Kolonie Rosendamm geschenkt, welche das liebe Geschenk fröhlich und dankbar in Empfang nahmen, zu sich herüberführten und nunmehr in ihrer Mitte mit Hinzufügung neuen Bauholzes wieder aufrichten lassen.

In Wiesenheim verlassen wir wieder den Jeruslan und streifen über wenig befahrene Steppenpfade durch fruchtbares Ackerland und fette Wiesen nach Sichelberg hinüber, das viel größer als Wiesenheim und Rosendamm ist, und nicht am Flüsse Karaman selbst, sondern in dessen Nähe an einem in diesen Fluss einmündenden Steppenbach, dessen Wasser im Frühling auch durch etliche mächtige Dämme in tiefen Becken zurückgehalten und für den Jahresgebrauch der Sichelberger reserviert wird. Um die Becken herum und an den Dämmen sind bereits Bäume gepflanzt und zwar schon vor etlichen Jahren, so dass dem in die Kolonie Hineinfahrenden bereits einige grüne Bäume - eine wahre Seltenheit auch in diesem Teil der Steppe - als erquickliche Augenweide entgegentreten. Die Baulichkeiten sind im Allgemeinen gut, und liefern einen entsprechenden Beweis dafür, dass sich das Dörflein in letzter Zeit recht gehoben haben müsse. Unter den Gebäuden zeichnet sich besonders das Schulhaus aus, das einen tapezierten Schulsaal, gestrichene Decke und Betstühle, wie auch einen selten geschmackvoll eingerichteten Hausaltar aufzuweisen hat. Die Sichelberger scheinen aber auch nicht nur für Materielles, für Feld, Haus und Baum, Interesse zu haben, sondern auch für andere Dinge, welches sich aus dem schönen Chorgesang ergibt, der von einem bedeutenden Kreise Sichelberger Männer unter Leitung des Schulmeisters exekutiert wird.

Mannheim, 5-6 Werst von Sichelberg, am Karaman belegen, ein Dorf von reichlich 500 Einwohnern, hegt hochgehende, großstädtische, merkantilische Wünsche in seinem jungen Busen; es soll ein großer Jahrmarkt dahin bestimmt und abgehalten werden, damit am Orte, wo sich bisher kaum ein Nagelkrämer und Flickschuster aufgehalten hat, des baldigsten Handel und Gewerbe und Wohlstand erblühen möchten, denn "Hannel un Vorkehr muss doch sin en de Welt", meinen die Mannheimer. Pastor loci aber, der da wohl weiß, dass mit bewusstem "Hannel un Vorkehr" auch recht viele Branntweinbuden und Streit und Zank dahin kommen würden, hat dies bisher glücklich zu verhindern gewusst. Gebe Gott, dass Mannheims merkantilische Gelüste recht bald in guter, einfacher agronomischer Praxis erstickt würden und untergingen, denn so segensreich Markt und Handel für einen schon in Allem weiter vorgeschrittenen Ort ist, so verderblich sind sie für ein soeben ins Leben getretenes Bauerndörfchen, dessen Bewohner eben nicht aus den besten Männern der Mutterkolonien zusammengelesen worden sind. Auch hier hat sich wie in Sichelberg und Gnadenflur unter Leitung des Schulmeisters ein Männerchor gebildet.

Fünf Werst von Mannheim liegt das von Ansiedlern aus 10 alten Gemeinden bewohnte Gnadenflur, das Pfarrdorf dieses aus den eben genannten 5 Kolonien bestehenden neuen Kirchspiels. Wie Rosendamm am Jeruslan, so ist Gnadenflur die allerbeste Kolonie am Karaman, der unweit derselben durch den Zusammenstoß mehrerer Schluchten und Gräben seinen Anfang nimmt.
